

Nr. 177. Bromberg, den 21. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(7. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

Sander siedelt in die Villa Diana über.

Klaus Sander traf sich gegen Abend mit seiner Schwägerin unter den Arkaden der via Pessina. Gussy sah ihm voll ängstlicher Neugier entgegen. Bevor sie den Mund zu einer Frage auftun konnte, sagte Klaus:

„Ich stehe sofort zu deiner Verfügung. Vorher aber entschuldige mich eine Minute, Gussy. Ich will dem Mann da drinnen nur seine Schmucksachen und den Erlös von 850 Franken zurückbringen." Damit trat er in den Laden des Juweliers Goldini.

Als er wieder herauskam, unterrichtete er Gussy von seiner dreifachen Rolle als Bobby Gruß, John Jakob Bunsen und Monteur, und was er dabei erreicht habe. Es konnte nicht schaden, wenn Gussy eine Vorstellung bekam, wie er arbeitete. Ihr Vertrauen in seine Fähigkeiten würde dadurch nur gestärkt werden. Als sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatte, meinte sie:

„Es ist also sicher, daß der Anhänger der Tänzerin Beziehungen zu dem Manschettenknopf hat, den wir im Hotel fanden?"

„Zweifellos. Daß zwei Gravierungen derselben Art unabhängig voneinander bestehen, ist undenkbar! Abgesehen von der Gleichheit der Schmuckstücke an und für sich."

„Und auf welche Tatsachen legst du noch besonderen Wert?"

„Darauf, daß die Lantadilla ungefähr ebenso lange hier ist, wie du und Peter. Ferner auf die Depesche, die am gleichen Abend in Genua aufgegeben wurde, an dem Peter dort mit dem Auto angekommen ist. „Fall erledigt" wird sich wohl auf ihn beziehen."

„Eine Frage noch, Klaus. Ist es technisch möglich, daß man in einem Tage von Lugano nach Genua kommt? Ich meine per Kraftwagen."

„Gewiß, wenn man die Straßen kennt und den Wagen nicht zu schonen braucht."

„Du meinst also, daß der Mann oder die Männer, die Peter — sagen wir einmal — entführt haben, der Tänzerin depeschiert haben?"

„Ich denke so. Beschwören allerdings kann ich das nicht. Ich sehe noch zu wenig klar in diesen Dingen. Man steht gewissermaßen noch am Anfang."

„Und wie legst du den zweiten Satz aus?"

„Ich kalkuliere, das soll heißen, die Lantadilla möge am 30. Juni den Hapagdampfer Albert Ballin benützen, der tatsächlich an diesem Tage von Hamburg nach Newyork geht, wie ich mich vorhin im Bureau der „Italie-Suisse" überzeugt habe. Madame spricht übrigens das Englische mit einem Akzent, der auf spanische Provenienz schließen läßt. Welche Rolle sie bei Peters Affäre spielt, ist mir vorerst noch schleierhaft, wenngleich mir mein Verstand sagt, daß zwischen der Trägerin des Anhängers und dem Inhaber der Manschettenknöpfe konkrete und sehr enge Beziehungen bestehen müssen. Wenn wir den Knopf auf der Straße gefunden hätten, würde ich mir nicht das Mindeste dabei gedacht haben. Aber so — —. Ich bringe den Gedanken nicht los, daß der Weg zu Peter über die Lantadilla führt."

„So willst du nicht nach Genua, Klaus, um der abgerissenen Fährte nachzuspüren?"

„Das weiß ich, offengestanden, selbst noch nicht, Gussy. Das wird von dem Ergebnis des morgigen Tages abhängen. Zunächst werde ich jedenfalls einmal dieser Lantadilla auf den Zahl fühlen. Dazu wird es notwendig sein, daß ich heute abend noch in die Villa Diana übersiedle. Denn nachdem der Kontrakt der Tänzerin abgelaufen ist, muß ich jede Stunde mit ihrer Abreise rechnen. Übrigens macht die Tänzerin im persönlichen Verkehr einen nicht unangenehmen Eindruck. Aber so etwas kann täuschen."

Die junge Frau seufzte beklommen:

„Wenn wir nur den Beweggrund kennten, der Peter nach Ponte Tresa getrieben hat! Ein Racheakt kommt bei Peters Naturell nicht in Frage. Und gewöhnliche Erpressung? Gott, wenn einer auf das spekuliert, gibt es hier in Lugano sicher lohnendere Objekte als einen Professor. An ein friedliches Motiv glaube ich aber erst recht nicht, und wenn der Polizeibericht zehnmal sagt, die beiden hätten Arm in Arm die Grenze überschritten. So etwas tut mir Peter nicht an, daß er ohne Abschied und Erklärung auf und davon geht. Wenn die Sache harmlos ist — — — sie ist nicht harmlos, Klaus, verlasse dich darauf. Mein Gefühl betrügt mich nicht. Es ist ein Verbrechen mit im Spiel, ich empfinde das in jeder Fingerspitze", stieß Gussy Sander angstvoll hervor.

Ihr Schwager streichelte beruhigend ihre Hand, die in seinem Arm lag und sagte:

„Ja, dieses unerklärliche Motiv! Ich habe da so eine dunkle Vermutung. Meines Erachtens kann nur etwas sehr Wichtiges, sehr Großes so außergewöhnliche Begleitumstände rechtfertigen —"

„Sein „Vitalin" meinst du?!" fuhr ihm Gussy in die Rede. Sie war sehr blaß und man sah förmlich, wie hinter ihrer weißen Stirn die Gedanken fieberten.

„Richtig, das „Vitalin"! Und nun erzähl' mir doch bitte, mal recht ausführlich, was es mit dieser Entdeckung für eine Bewandtnis hat, Gussy."

Kapitel 5.

Der neue Tischnachbar der Tänzerin.

Die Lantadilla hatte im Speiseraum der Pension Diana ihren Tisch für sich. Ein rundes, bestenfalls für zwei Personen geeignetes Tischchen. In einer heimeligen Ecke, von der aus man das ganze Lokal übersehen konnte. Sie hatte das seinerzeit so gewünscht, und die Pensionsinhaberin hatte sich beeilt, ihr diesen Wunsch zu erfüllen. Denn die Lantadilla war einer ihrer besten Gäste. Eine exklusive Nummer, die man am besten mit Glacéhandschuhen anfaßte . . .

Nun aber war gestern abend plötzlich dieser Mexikaner gekommen, hatte Frau Julienne diskret lächelnd einen 20-Franklappen in die Hand gedrückt und die Bitte geäußert, neben der Lantadilla placiert zu werden. Man hatte nich' Nein sagen können und dem liebenswürdigen Caballero zu verstehen gegeben, man werde die Sache schon arrangieren . .

So kam es, daß —

Die Lantadilla, in einer Toilette, die den Neid sämtlicher anwesenden Damen erweckte, war eben dabei, sich etwas Honig auf ihr Brötchen zu streichen, als Frau Julienne Bois, einer Fregatte vergleichbar, die alle Segel gesetzt hat, auf sie zusteuerte und mit karminroten Lippen flötete:

„Excusez, ma chère, ich habe da einen neuen Gast, den ich nirgends unterzubringen weiß. Ein netter Mann, Mexikaner, aber wie gesagt, kein Platz mehr frei. Voilà, über-

zeugen Sie sich! Wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich den Herrn . . ."

Die Tänzerin nickte schläfrig.

„Kommen Sie, kommen Sie, Sennor Pereira," winkte Frau Bois den Neuling herbei, der, seinen glänzenden, schwarzen Spitzbart streichelnd, unschlüssig unter der Türe stand. „Hier, wenn ich bitten darf . . . Die Herrschaften gestatten: Sennor Diego Pereira — Mademoiselle Lantadilla." Dabei überließ sie die beiden ihrem Schicksal und rauschte davon.

Der Fremde verneigte sich wie vor einer Dogaressa. Er entschuldigte sich in flüssigem Spanisch:

„O, Sennorita, es ist nicht meine Schuld, wenn ich bei Ihnen einbreche. Die Umstände . . . Ich hoffe, Ihnen nicht lange lästig zu fallen."

Das war mehr als höflich. Das war bescheiden. Die Tänzerin mußte etwas entgegnen. Ihr unnahbarer, hochmütiger Blick bekam einen freundlicheren Schimmer. Sie erwiderte, den Kopf eine Idee neigend, gleichfalls auf spanisch:

„Bleiben Sie, solange es Ihnen gefällt, Sennor Pereira. Wir werden uns schon vertragen."

Der Mexikaner antwortete, sichtlich erfreut:

„Ich höre, wir sind Landsleute, Sennorita. Madame Bois hat bereits etwas Ähnliches angedeutet. Ich spreche leider nur Englisch und Spanisch und fühle mich darum ein wenig fremd in diesem Lande. Darum heimelt es mich doppelt an, so unerwartet meine Muttersprache aus Ihrem Munde zu vernehmen, Sennorita."

Die Lantadilla fragte interessiert:

„Sie sind Mexikaner?"

„Ja. Aus Tampico. Ich bin Advokat und in einer beruflichen Angelegenheit hier. Ich werde mich kaum lange aufhalten können. Schade, wegen der herrlichen Gegend. Aber man ist nie Herr seiner Wünsche," erwiderte er. „Sennorita sind Spanierin? Oder aus den Südstaaten?"

„Bolivianerin, Sennor. Aus spanischem Geblüt."

„So, so." Der Sennor widmete sich seinem Frühstück, das eben serviert wurde.

Die Lantadilla betrachtete ihn unter gesenkten Wimpern. Der Mann gefiel ihr. Sie stellte fest, daß er ein in den Vierzigern stehender, schlanker Herr mit untadeligen Manieren, manikürten Nägeln und einem braunen, interessanten Gesicht war. Er hatte scharfe, doch vertrauenerweckende Augen und prachtvolle, weiße Zähne. „Nicht unsympathisch!" faßte sie ihr Urteil zusammen. Dann erhob sie sich und sagte, sie wolle einen kleinen Morgenbummel machen.

Sennor Pereira sprang dienstbeflissen auf und machte abermals eine sehr tiefe Verbeugung.

Während die Lantadilla ins Freie schritt, dachte sie:

Ein angenehmer Mensch, dieser Mexikaner! Wohlerzogen und weltsicher. Dabei keiner von denen, die billige Komplimente machen oder einen verzehrend anstarren. Ein erträglicher Tischnachbar . . .

Als die Tänzerin gegangen war, kam Frau Bois an den Tisch.

„Nun?" lächelte sie karminrot. Und verständnisvoll. Denn sie witterte ein amouröses Abenteuer.

„Ich bin Ihnen zu großem Dank verbunden, Madame", lächelte der Mexikaner auf englisch zurück. „Demoiselle ist ein Wunder an Schönheit! Aber ein wenig reserviert, wie? Mehr als man bei einer Tänzerin erwartet."

„Sagen Sie hochmütig, Sennor. Meine übrigen Gäste heißen sie nur die große Einsiedlerin. Bei der Art ihres Berufes finde ich das ein bißchen deplaciert. Ich hatte vorige Saison eine toskanische Principessa, die war leutseliger, das dürfen Sie mir glauben!" Madame Bois nickte impertinent mit dem Kopf und entfernte sich.

„Fahr' ab, alte Schraube", dachte Sennor Pereira respektlos und begab sich kurze Zeit später auf sein im 2. Stock gelegenes Zimmer.

Hier betrachtete er wohlgefällig vor dem Spiegel sein Konterfei. Prüfte Bart und Teint und murmelte befriedigt:

„Das erste Debüt war nicht übel, alter Junge. Mit Schminke und einer Dosis Frechheit läßt sich die Sache mit der Lantadilla schon fingern. Oder man müßte nicht Klaus Sander heißen!"

Lantadilla reist plötzlich ab.

Nach dem Mittagessen schlug Klaus, alias Sennor Diego Pereira, den Weg nach Gandria ein.

Er schlenderte durch das alte Häuserviertel von Castagnola, dann an pomphaften, im Palazzostil gehaltenen Villen und Gärten vorbei, bis er jenen schmalen, längs dem Seeufer laufenden Pfad erreichte, der als einer der schönsten Spazierwege gilt.

Smaragdgrüne Eidechsen huschten über den gelben Sand, Glockenblumen und Reseden dufteten, ein weißer Dampfer rauschte vorüber, Barken zogen über den See, mit großen Steinen oder einer Tracht Maulbeerblätter beladen. Vom Campanile eines nahen Dorfes hallten die Schläge einer Uhr. Der Himmel hing wie eine azurne Kuppel über der Landschaft und die Tessinersonne tropfte flüssiges Gold in die Wasser des Lago Ceresio und auf die Weingärten und Feigenbäume . . .

Bei Rocca di Gandria, einer in den See vorgebäumten Felsenbastei, machte Sander halt und setzte sich auf das Mäuerlein, das den Pfad einfriedete.

„Nun muß sie bald kommen", dachte er und hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge.

Der schöne Tag und sein Vorhaben stimmten nicht zueinander.

Am gegenüberliegenden Ufer lagen die Felsenkeller von Caprino, in denen man Asti spumante, Tessiner Hügelwein und luftgedörrtes Fleisch haben konnte. Eine Jazzband verbrach „Valencia", der Wind trug Fetzen des Schlagers herüber . . . Zur Rechten wölbte der Monte San Salvatore seinen ungeheuren Rücken, auf dem der Schienenstrang der Drahtseilbahn wie eine blitzende Schnur lief . . . tief unter Klaus schmatzten die blaugrünen Wasser des Sees an das ausgewaschene Ufergestein . . . die Welt war sehr schön.

Klaus zündete unmutig in der Erinnerung an die kommende Maskerade eine Zigarette an und ließ die Füße baumeln . . .

Da hörte er Schritte von einem leichten Schuh. Ein helles Kleid, ein Sonnenschirmchen bog um die Ecke, die Lantadilla . . . es handelte sich um kein Rendezvous, sondern Klaus hatte erfahren, daß die Tänzerin diesen beliebten Spaziergang machen würde, und war ihr vorausgegangen, um ein zufällig wirkendes Zusammentreffen herbeizuführen. Denn die Zeit drängte, er mußte sich Klarheit verschaffen.

Jetzt war die Lantadilla fast hinter ihm.

Er zuckte naturgetreu zusammen, sprang von seinem luftigen Sitz zur Erde und tat erstaunt, erfreut:

„Ah, Sennorita! Welch ein Zufall! Ich wollte die Spanne meines hiesigen Aufenthaltes möglichst gut ausnützen, man riet mir, nach Gandria zu gehen —"

„Ein wundervoller Weg, Sennor Pereira, nicht wahr?" sagte die Lantadilla mit ihrer schönen, süßen Stimme begeistert, und ging zum ersten Male aus sich heraus. Die stolzen Linien ihres Antlitzes wurden weich und in ihren dunklen Augen glomm ein kindhafter Schimmer. „Sehen Sie nur! den Monte Caprino, meinen Freund, den Salvatore, die Bucht nach Porlezza, diese Schattierungen, diese Farben! Man müßte hier leben und sterben dürfen, Sennor . . . Waren Sie schon in Gandria?"

„Ich bin erst auf dem Hinweg," erwiderte Sander und dachte bei sich: diese Naturschwärmerei sieht nicht nach Mache aus. Sie scheint also echter und zwar guter Gefühle fähig zu sein. Ein ernsthafter Zweifel beschlich ihn, ob dieses schöne Mädchen wirklich die abgefeimte Verbrecherin und Mitschuldige an Peters Verschwinden sei. Wenn ja, dann verstand sie sich glänzend zu verstellen. Er hegte fast den Wunsch, die Lantadilla möge unschuldig sein, obwohl damit die Auffindung seines Bruders noch schwieriger werden würde. Dann war nämlich der einzige, greifbare Anhaltspunkt weggelöscht. Er fühlte sich mit einem Male unsicher . . . der Mann kollidierte mit dem Detektiv.

„Gehen wir zusammen?" schlug die Tänzerin vor. Es klang natürlich und ungesucht.

„Wie gerne, Sennorita!" tat Klaus erfreut. Und schritt neben ihr auf dem schmalen Pfade weiter. Noch eine Wegebiege und Gandria lag vor ihnen. Altersgraue Häuser tauchten auf, mit platten Hohlziegeldächern und scheibenlosen Fensterhöhlen. Fischerhütten, zwischen denen sich eine dünne, finsterkühle Gasse durchdrängte. Ein Kirchlein überragte sie, uralt und von zu Herzen gehender Schlichtheit. Man konnte fromm werden, wie dieses braune Volk der Weinbauer und Fischer.

Die Lantadilla deutete mit dem Schirm nach vorne. Die Sonne lag auf ihrem seidigen schwarzen Haar und dem zarten Email des hingegebenen Gesichtes. Sander preßte die Lippen zusammen. Es war schwer zu ertragen, daß dieses Gesicht voller Freude ein geborgtes sein sollte. Aber man mußte seine Pflicht tun . . .

„Das ist Gandria," sagte die Lantadilla und jubelte mit den Augen. „Lieb, nicht? Ein Märchentraum, ein Stückchen Vergangenheit. Die Kirche soll aus dem 14. Jahrhundert stammen. Vielleicht hat man mich falsch berichtet, aber ich möchte es glauben."

(Fortsetzung folgt.)

Invisiblos.

Skizze von Leo am Bruhl.

Der Gletscher über uns wirkt im ersten, flimmernden Frühlicht wie ein ungeheurer Spiegel und wirft uns tausend funkelnde Strahlenbündel entgegen, die schmerzhaft blenden.

So stehen wir, gegen die grausame Helle kämpfend, vor dem dunkel gähnenden Eingang der riesigen Eishöhle, in der wir vor zwei Tagen unser Freilager aufgeschlagen haben, — vor zwei Tagen, als wir noch über ein Dutzend indianischer Träger verfügten. In der vorletzten Nacht sind sie alle entlaufen, hinab in den tropischen Urwald, der undurchdringlich den Fuß des Sarota-Massivs umschlingt. Alle — Napoas vom Amazonas, Kampos aus Peru, selbst die stolzen Ketschua, die doch im Hochland aufgewachsen sind — fürchten die Dämonen in den schneebedeckten Schluchten, in den ragenden Firnen des Illampu.

„Du hast recht“, sagt Doktor Goll neben mir und läßt das Fernglas sinken, „er ist es. Komare kommt zurück.“

Komare, der Aimara-Indianer, der allein bisher sich als zuverlässig erwiesen hat, ist die Nacht über trotz Sturm und grimmiger Kälte draußen gewesen. Er schläft nie im Lager. Längst sind wir daran gewöhnt. Mit den Indios sprach Komare nur das Nötigste, über ihre Gespensterfurcht lachte er, auf seiner Brust hängt ein kleines silbernes Kreuz . . .

Komare also hat uns nicht verlassen. Er kommt zurück und wird uns berichten, ob der Gletscher mit unseren Hilfsmitteln zu überwinden ist, ob Aussicht besteht, den Grat zu erreichen. Noch nie vor uns betrat eines Weißen Fuß diese unendliche Einsamkeit der Kordilleren von Bolivien; alle Versuche, den Bergriesen Illampu zu bezwingen, seinen vom ewigen Eismantel umhüllten Gipfel zu erreichen, sind erfolglos geblieben. — Noch ist sein Geheimnis ungelöst.

Der Indio steht vor uns, beide Hände um die alte Flinte geklammert, die ich ihm geschenkt habe. Sein olivenfarbenes Gesicht ist finster, von tiefen Falten durchfurcht. Sein Blick, sonst offen und freundlich, sah uns, unter halb geschlossenen Lidern hervorstechend, beinahe drohend an.

„Wo ist sein Kreuz?“ fragt Doktor Goll leise in deutscher Sprache, die Komare nicht versteht; jetzt sehe auch ich, daß an Stelle des Silberschmucks ein Affenzahn hängt.

„Bist du krank?“ Doktor Golls Stimme ist hart und kalt.

Ohne Gruß murrt Komare dumpf: „Wir müssen umkehren, Sennores. Höher hinauf dürfen wir nicht. Die Berggeister leiden es nicht!“

Doktor Goll herrscht ihn an: „Du bist wirklich krank. Wie könntest du sonst, ein tapferer Aimara und ein Christ außerdem, an solchen Unsinn glauben? Deine Berggeister kümmern mich nicht, Komare.“

Und, ohne mich anzusehen, setzt er deutsch hinzu: „Hole mein Gewehr, bitte. Ich werde diesen Narren einfach zwingen, uns weiter zu führen, denn ich verspüre nicht die geringste Lust, tausend Meter unterm Ziel vor bolivianischen Gespenstern Reißaus zu nehmen.“

Ich komme der Aufforderung des Gefährten nach und kehre bald mit zwei Karabinern zurück. Komares Gesicht wird zu unheimlicher Fratze; daß die Waffen Gewalt bedeuten, erkennt er sofort. Ungezähmter Haß glüht ihm im Auge.

„Wir werden sterben, alle!“ zischte er durch die Zähne. „Ich sprach mit den Unsichtbaren in dieser Nacht.“ Ein krampfhaftes Zittern überrieselt ihn, er taumelt, rafft sich hoch. — Angst? — Undenkbar nach den bisherigen Erfahrungen. Weiß er mehr als wir? Ahnt er Gefahr?

Ich versuche es noch einmal mit Güte und frage ruhig: „Gestern abend sprachst du noch vom Weitermarsch. Was hat deine Meinung so plötzlich geändert, Komare?“

Da sehe ich, daß der Indio statt einer Erwiderung verstohlen am Abzug seiner Flinte nestelt. Doktor Goll schmettert ihm mit unvermitteltem Kolbenhieb die Waffe aus der Hand.

Ein wilder Schrei bricht gellend aus Komares Kehle, ein Schrei, der die tiefste Zelle des Herzens erbeben läßt. Gleichzeitig hebt der Aimara die Arme über den Kopf und flicht die braunen Finger über dem Scheitel zu seltsamer Gebärde ineinander. Ein Zeichen? Wem?

„Zurück!“ brüllt Doktor Goll, der instinktiv spürt, daß Unheil naht. Mit zwei Sprüngen sind wir im Höhlengang, die Winchesterkarabiner im Anschlag. Scharf überstreicht der Blick das Gelände. — Nichts! — Nichts? Und doch!

Ein sonderbares Schwirren erfüllt die Luft, ein jähes Aufrauschen und Zischen; dann geisterhaftes Pochen, wie erregtes Fingergetrommel auf Fensterscheiben. Es knistert und knirscht.

Und dann, — dann endlich s e h e n wir!

Tiefe, spitze Löcher bohren sich in den glasharten Boden, die Eisdecke knackt mit hellem Zirpen wie unter dem Pickel.

Doktor Goll erfaßt es urplötzlich. „Die Berggeister!“ höre ich ihn langsam sagen, und die Worte gehen, als kämen sie müde aus weiter Ferne, tonlos und unsicher an mir vorüber. „Sie schießen mit unsichtbaren Pfeilen.“

Grauen packt nach mir. Doktor Goll beugt sich und faßt über einem der spitzen Löcher zu, anscheinend in die leere Luft nur; er greift etwas, das ich nicht sehen kann, und reicht es mir. Da fühle ich das Unsichtbare, einen dünnen Stab, den typischen Indianerpfeil. Ich fühle ihn, aber ich . . . sehe ihn nicht.

„Komare!“ schreit Doktor Goll. Mir ist es, als erwache ich. Der Indio steht wie erstarrt da draußen. Rings um ihn klirrt es, zerschellt der blinkende Spiegel. Komare, wie ein Schlafwandler, tut einen zaghaften Schritt, wendet sich dann gegen den Gletscher und beginnt zu laufen, zu ihnen, die dort irgendwo sein müssen, u n s i c h t b a r, die ihre Pfeile hierher schicken in hohem Bogen, daß sie fallen wie Fliegerpfeile.

Ein Schrei! Das Blut stockt mir.

„Madre de Dios! Los Invisiblos!“ Dann bricht der Indio zusammen. Ein verirrter Giftpfeil traf ihn wohl. Sein letztes Wort: die Unsichtbaren! Geister. Gespenster des Illampu? Oder die sagenhaften Indianer, die sich unsichtbar machen können? Doktor Goll reibt den Pfeil, den er aus dem Boden zog, mit einem Tuch ab: ein Indianerpfeil wie tausend andere, die Spitze grünmetallisch schimmernd: Gift, da, nadelspitzenfein, den Jaguar im Sprung tötet. —

Das Geheimnis des Illampu, das Geheimnis der Invisiblos blieb uns verborgen. Wir erklommen den Gipfel des weißen Riesen nicht, denn das Schwirren der Pfeile blieb um uns.

Eins rettete uns, die unerklärliche Tatsache, daß die Geschosse ausschließlich senkrecht von oben kamen; die Unsichtbaren schienen den direkten Schuß nicht zu kennen.

Aus den Behältern unserer Instrumente bauten wir metallene Schutzschilde, unter denen wir bergab stiegen.

Aber bis hinab zur Schneegrenze pochten die Pfeile der Invisiblos über unseren Köpfen, ein quälender, gespenstischer Regen.

Die Amerikanerin von heute.

Eindrücke einer Deutschen jenseits des Ozeans.

Von Margarete von Ecken.

Nichts ist für die Frau interessanter und lohnender, als — die Frau zu studieren, und niemand sieht hierbei schärfer, als gerade die Frau. Männer lassen sich täuschen, Frauen nie. Sie haben mit einem Blick die Erscheinung der Geschlechtsgenossin erfaßt, bemerken Geschmack oder Ungeschmack, Wert und Eigenart ihrer Kleidung, ihres Auftretens, ihrer Art, sich zu geben. Und eine Viertelstunde scheinbar belangloser Plauderei genügt, um eine Frau ganz genau zu origentieren, woher ihre Partnerin stammt, welche Erziehung sie genoß, ob sie klug und geschickt oder dumm und indolent ist, ob von liebevollem oder sanftem oder von heftigem und herrschsüchtigem Charakter usw. — kurz, eine Frau weiß binnen weniger Minuten, was mit der anderen „los“ ist, im positiven wie im negativen Sinne, und die etwa später folgende genauere Bekanntschaft kann diese ersten Feststellungen höchstens erweitern und ergänzen, kaum aber abändern.

Mir ist auf meinen jahrelangen und zahlreichen Reisen in Amerika weibliches „Studienmaterial“ aller Art, aller Klassen und aller Rassen vor Augen gekommen, und ich kann wohl sagen, daß ich die Amerikanerin gründlich kennen gelernt habe. Wenn ich nun den Eindruck schildern soll, den ich von ihr im allgemeinen, und zwar unabhängig von den sonstigen Verschiedenheiten in Temperament, Abstammung, sozialer Stellung usw. als besonders charakteristisch bekam so möchte ich behaupten, daß es vor allem anderen derjenige der Rastlosigkeit war. Die Amerikanerin lebt in einem atemlosen Tempo und mit einer Intensität, der wir nichts auch nur annähernd Ähnliches entgegenzustellen haben. Sie ist ausgerüstet mit einem ungeheuren Optimismus und einem scharf ausgeprägten Glauben an den eigenen Wert, überzeugt davon, daß das Leben gerade für sie Annehmlichkeiten in Hülle und Fülle in Bereitschaft haben müsse, und sehr wenig belastet mit ganz primitiven Empfindungen des Seelenlebens. Sie ist — im Durchschnitt wenigstens — zugleich unwissend und wissensdurstig oder vielmehr allem Neuen zugänglich. Mit Leidenschaft greift sie jede neue Idee auf, stürzt sich, immer auf der Suche nach neuen Emotionen und Sensationen, in die gewagtesten Abenteuer, heiratet,

wird geschieden, heiratet aufs Neue, wird wieder geschieden, wechselt ihren Beruf, ihre Arbeitsstätte, ihre Wohnung — alles aus dem ständigen Veränderungsbedürfnis, das uns ruhigeren Deutschen als so charakteristisch für sie erscheint. Sie ist mit Ausnahme der Mittelstandsamerikanerin, namentlich im Osten, die robuster, größer und seelisch einfacher organisiert ist, meist ein eher zierliches als hochgewachsenes, feinknochiges und zart aussehendes Wesen, in dem niemand die fabelhafte körperliche Zähigkeit vermutet, die ihm tatsächlich eigen ist. Auffallend ist der Mangel an angenehmen Sprechstimmen, den ich bei den Amerikanerinnen feststellen konnte. Unter den Tausenden und Abertausenden, mit denen ich zu sprechen Gelegenheit hatte, sind mir noch nicht hundert mit angenehmem Stimmklang begegnet. Eigenartig ist es, wie der Tonfall der schrillen Stimmen steigt und fällt im Zusammenhang mit den heftigen Arm- und Kopfbewegungen. Nervös ist die Amerikanerin meist im höchsten Grade. Das hängt eben mit ihrem Lebenstempo zusammen. Ihr Element ist der Wirbel und der Wechsel. Sie ist niemals ruhig, obgleich immer anmutig. Sie redet unaufhörlich und hat einen wahren Abscheu davor, allein zu sein und „nichts vorzuhaben". Sie ist das echte Kind ihres Landes, dieses Landes der Wolkenkratzer, der Kinos, der endlosen Prärien, über die man mit dem Auto im wahnsinnigsten Tempo dahinsaust, der Autos selber, der Saxophone und der schrillen Signale. Sie braucht Aktivität, Geräusch, Menschenmengen. Schnell muß alles gehen, schnell muß ihr Gatte reich werden, eine Veranstaltung muß die andere jagen, schnell muß sie durch die Straßen, durch die Läden sausen, um glücklich zu sein oder es sich wenigstens einzubilden, denn in Wahrheit ist sie das unruhigste, friedloseste und aus diesem Grunde glückloseste Geschöpf der Welt.

Dies gilt hauptsächlich für die Durchschnittsamerikanerin, die nicht Berufstätige, die Ehefrau, deren Mann genug verdient, um sie zu ernähren. Ein ganz anderer, wenn auch im Grunde von der gleichen Rastlosigkeit erfüllter Typ, ist der der amerikanischen Berufsfrau. Dieser ist im allgemeinen sehr erfreulich, und unsere deutschen Berufsfreudigen könnten noch viel von ihr lernen. Zurzeit gibt es etwa sechs Millionen berufstätiger Frauen in Amerika, und ich weiß nicht, wie viele Tausende alljährlich die Ausbildungsstätten aller Art verlassen. Sie sind die wahrhaft Glücklichen in Amerika, denn ihr Leben steht im Einklang mit ihren Bedürfnissen und dem ihres Landes. Amerika ist ein aktives Land und ein Land, in dem man arbeitet und Verständnis für den Wert der Arbeit hat, gleichgültig welcher Art sie sei. Das Vorurteil, das Minderwertigkeitsgefühl, das Empfinden, ein Mensch „zweiter" Klasse zu sein, weil sie arbeiten muß, all dies, gegen das die berufstätige Frau bei uns noch so oft und so hart ankämpfen muß, ist der Amerikanerin fremd. Tatsächlich entscheidet in Amerika die Leistung und nur diese allein, das habe ich gerade im Geschäftsleben oft und oft mit Freuden erfahren. Es wird niemandem einfallen, die arbeitende Frau geringer einzuschätzen oder ihr Vorschriften für ihr außerdienstliches Tun und Lassen zu machen. Die Amerikanerin im Beruf, gleichgültig, ob Rechtsanwältin oder Stenotypistin, Ärztin oder Verkäuferin oder was sonst, ist sachlich, flink, energisch, tüchtig, schlagfertig, stets gut gelaunt, gut angezogen und frisch, obgleich sie eben ihrer Veranlagung gemäß nach dem Wirbel ihrer Geschäfts- und Arbeitsstunden ihre Freizeit mit einem ähnlichen Wirbel von Geschehnissen und Erlebnissen anzufüllen liebt. Aber sie ist — ebenso wie die Amerikanerin im Sport — von einer schlechthin unerschöpflichen Leistungsfähigkeit und hat — in dieser Beziehung wenigstens — einen Körper wie Eisen und Nerven wie Stahl.

Es bliebe noch zu schildern die Amerikanerin als Dame. Den Typ der Dame an sich, wie wir ihn kennen, habe ich in ganz Amerika nicht gefunden. Bei uns sind Frauen Damen, große Damen, Damen der vornehmen Gesellschaft, und als solche auf den ersten Blick zu erkennen, selbst wenn sie Kleider von gestern und gestopfte Handschuhe tragen. In Amerika verstehen es die Frauen der Reichen und der Prominenten meisterhaft, dekorativ auszusehen, aber sie sind nicht denkbar ohne ihren Hintergrund von luxuriösen Räumlichkeiten, kostbaren Toiletten, Juwelen und ohne den Titel und die Stellung ihres Mannes, oder ohne den Nimbus ihres Künstlertums, z. B. als Schauspielerinnen, Sängerinnen usw. Die Amerikanerin ist elegant — aber die Amerikanerin als Dame ist selten. Die Amerikanerin ist modern — aber die Amerikanerin als Persönlichkeit fehlt noch ebenso sehr, wie die Amerikanerin als Trägerin echter Kultur.



Bunte Chronik



* **Kunstvorstellungen vor Gericht.** In Paris wurde kürzlich ein griechischer Jongleur von einer jungen Dame auf Schadenersatz verklagt, weil er sie, wie sie behauptete, bei der Vorführung seiner Kunststücke mit einem fallenden Apfel verletzt habe. Entrüstet leugnete der Artist, und bevor noch jemand seine Absicht erraten konnte, hatte er eine Mütze mit Stahlspitzen aufgesetzt, auf denen er einen Apfel, den er hoch in die Luft warf, auffing. Drei weitere Äpfel und eine Kartoffel folgten und führten nach dem Willen des Künstlers einen vielfach verschlungenen Reigen in der Luft aus, ohne daß auch nur die geringste Entgleisung vorgekommen wäre. Zum Schluß stieß der Artist einen kurzen Ruf aus, und augenblicklich wurde ihm aus dem Zuschauerraum von einem dort postierten Kollegen ein Apfel zugeworfen, der jedoch beinahe den Richter getroffen hätte, wenn nicht der Artist mit einem katzenartigen Satze vorgesprungen wäre und das abirrende Geschoß rechtzeitig aufgefangen hätte. Durch diese Gratisvorstellung vor Gericht wollte der Jongleur beweisen, daß eine Verletzung des Publikums selbst bei einem Versagen eines seiner Tricks gar nicht möglich sei. Da gleichzeitig ein als Sachverständiger vernommener Arzt bekundete, daß die fragliche Verletzung am Kopfe des jungen Mädchens nicht von einem Apfel herrühren konnte, so wurde die Klage abgewiesen. — Eine förmliche Vorstellung vor Gericht wurde auch jüngst in Prag veranstaltet. Diesmal war der Hauptakteur aber ein Hund. Ein Manufakturwarenhändler namens Weinert wurde ebenfalls auf Schadenersatz verklagt. Der Kläger, ein Ingenieur, behauptete, daß der bösartige Hund des Kaufmanns ihn gebissen habe. Der Angeklagte bestreitet jedoch, daß dieser Hund gerade der seine gewesen sei, denn der sei das friedlichste und zutraulichste Tier von der Welt. Zum Beweise dessen machte er den mitgebrachten angeblichen Missetäter von der Leine los und bat die Anwesenden, das Tier zu ärgern und zu necken. Anstatt auf diese Hetzversuche zu reagieren, kroch Fido mit affenartiger Geschwindigkeit unter den Gerichtstisch und machte keinerlei Anstalten, seinen Peinigern in die Beine zu fahren. Wieder hervorgerufen und freundlich angeredet, ließ das kluge Tier dann alle seine Künste spielen, lief auf zwei Beinen, apportierte, stellte sich auf Befehl tot und reichte zuletzt dem Richter mit treuherzig bittender Gebärde die Pfote. Unter schallendem Gelächter der Anwesenden wurde der Termin beendet und die Klage des Ingenieurs abgewiesen.

*

* **Handschriften von Carlyle.** Auf einer in den letzten Tagen in London stattgefundenen Versteigerung wurden auch zwei Handschriften des englischen Schriftstellers Carlyle ausgeboten, nämlich der erste Entwurf von „Post and Present" und das Manuskript, das in die Setzerei gegangen war. Beide wurden für 2200 Pfund (66 000 Mark) an einem amerikanischen Sammler verkauft, der eine derselben dem britischen Museum in London überwies.

*

* **4000 Jahre vor Christi Geburt.** Professor Ugolini, der Leiter der internationalen archäologischen Mission in Albanien, erklärt, daß die Ausgrabungen zahlreiche prähistorische Funde ergeben haben. Die Funde bezeugen infolge ihres Alters das Vorhandensein von Menschen bei der Akropolis noch vor der Sage von Troja (4000 Jahre vor Christi). Unter anderem wurden sieben schöne Marmorstatuen gefunden, davon eine einen mazedonischen König darstellend.

Lustige Rundschau



* **Erstes Erfordernis.** „August", sagt der Lehrer, „was braucht man am nötigsten auf dem Lebensweg, wenn man eine große Laufbahn einschlagen will?" — „Schuhe", sagt August treuherzig.

*

* **Sie kennt die Frauen.** Der junge Mann fand seine Frau in Tränen aufgelöst. „Was ist los?" „Deine Mutter hat mich beleidigt." „Wie ist das möglich — sie wohnt doch in einer anderen Stadt?" „Ja, heute morgen kam ein an dich adressierter Brief, und ich habe ihn aufgemacht. Und gleich obenan hatte deine Mutter geschrieben: Liebe Schwiegertochter, zeige diesen Brief auch deinem Mann."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.